Der Nebel weicht...

Autor(en): **Hofmann, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634556

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 6 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 6. Februar 1937

Der Nebel weicht . . .

Der Nebel weicht und Perlenbänder glänzen
In kahlen, grauen Zweigen und bekränzen
Den Winterwald. Ins Blau des Himmels ragen
Die Tannen rings, die Silberkerzen tragen.

Wie reichverzierte, schwere Ketten hangen
Die Silberdrähte leuchtend an den Stangen.
In seltnem Glanze liegen See und Auen,
Die Welt ist wie ein Märchenland zu schauen.

Lichtströme rauschen lautlos durchs Gefilde,
Mein Auge schaut sich satt an diesem Bilde.
Es wird so eigen mir in meinem Herzen,
Als flöß in mich der Glanz der Silberkerzen.

Hermann Hofmann.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER 6

Jorinde will ihr Brot verdienen

Mutig und gleichmäßig ausschreitend ging Jorinde auf der Landstraße, neben dem Streifen grünen Grases, der die Wiese von dem staubigen, weißen Weg trennte. Sie liebte den Staub nicht. Voll Gedanken ging sie und wußte nicht, wo sie anfangen sollte, sie zu betrachten. Ja, da lief sie allein. Komisch, daß man von daheim fortgeht, wo man es gut gehabt. Aber sein Brot verdienen wollen, das war doch sicher richtig? Warum eigentlich? Wie war ihr das eigentlich eingefallen? Natürlich, die Jungen. Aber es war ihr so dunkel, als hätte es etwas mit Freiheitsdrang zu tun, vielleicht mit dem Wunsch, tun zu können, was sie gelüstete. Freilich, das konnte sie nun. Das Schwierige war nur, immer zu wissen, was man eigentlich wollte. Natürlich: Märchen erzählen, da brauche ich nicht darüber nachzudenken, sagte sich Jo. Das kann keine andere Deutung haben als Märchenerzählen. Diese Sicherheit geht vor mir her wie ein rotes Fähnchen. Aber daneben ist noch manches zu überdenken, das einem begegnen kann, sogar Heimweh ist nicht ausgeschlossen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß mir das Erzählen verleiden könnte. Gut, aber dann wird weiter erzählt, das letzte Dorf wird besucht, das letzte Schulhaus aufgesucht. Da müßte ich schon todkrank sein, ehe ich umkehrte. Das wird doch Papa nicht von mir denken, daß ich zu Kreuz kriechen würde, oder Pater peccavi machen, oder nach Canossa laufen, oder wie diese feigen Geschichten alle heißen. Nein, da kennt er Jorinde Steffen schlecht. Aber ein Ausbund von einem Vater ist er schon, von Mama gar nicht zu reden. Eine Frau, die sich als Mädchen ein Kind zum Geburtstag wünscht, das ist ja unerhört großartig. Herrgott, bin ich froh!

Sie geht und geht. Sie hat gute Schuhe an, starke und doch weiche, eben richtig hoch sind sie und eben richtig niedrig. Sie hat Strümpfe aus feiner Wolle und doch stark, das Gehen ist eine Freude. Jo macht die Augen auf und betrachtet die Gegend. Wundervoll die Wiese, wenn so die Sonne darüber glänzt. Das Gras ist ja blau, fast wie in den Gärten in England. Und so gleichmäßig. Die Bäume sind noch nicht grau vom Staub, er hat ihnen noch nicht zugesetzt . . . „Werf ich ab dereinst dies mein Staubgewand" . . . dabei kommen mir immer die Tränen. Es schimmert eine so große Demut durch die Worte. Er, und seinem Vaterland nichts genützt! Gerade er! Aber das ist sicher, je dümmer, je eingebildeter. Je gescheiter,